

Harald Wanger, Schaan

Ausstellung Anton Ender in den Pfrundbauten Eschen

27. September 2009

Anton Ender ist am 17. Juli 1898 in Blaiachach im Allgäu geboren. Seine Eltern waren Jakob und Johanna Ender, geborene Vogler. Beide waren Bürger von Eschen, und Anton, der als 13. von 14 Kindern zur Welt kam – einige der Kinder starben allerdings früh – war Zeit seines Lebens stolz auf seinen Heimatort, obwohl er ihn bis in seine späteren Jugendjahre nie gesehen hatte. Als Anton 12 Jahre alt war, übersiedelte seine Familie nach Feldkirch, wo er vier Jahre später in der Erkenntnis seiner malerischen Begabung zu einem Dekorationsmaler in die Lehre schickte. Die Zeit des 1. Weltkrieges verbrachte er als Lehrling, schloß seine Ausbildung mit der Gesellenprüfung ab und zog, da in Österreich nach dem Krieg keine Stelle zu bekommen war, in die Schweiz. In der Umgebung von Bern fand er bei verschiedenen Malern Arbeit. Daneben zeichnete und malte er. (Als er mir einmal ganz frühe Bilder zeigte, fragte ich ihn, wieso er stets Grau- und Brauntöne verwendet habe, worauf er antwortete: „Ich hatte damals kein Geld um Farben zu kaufen. Ein befreundeter Kunstmaler schenkte mir jene halb ausgedrückten Farbtuben, die er beim Kauf von neuen Farben nicht mehr brauchen konnte.“)

1934, Anton Ender war damals 36 Jahre alt, begann er nochmals von vorne und trat in die Kunstgewerbeschule in Bern ein. Schon drei Jahre später ^{konnte er} eigene Werke in Kollektivausstellungen zu zeigen. 1938 finden wir ihn in Péter Kálmanns privater Kunstschule in München und ab 1939 lebte er als freischaffender Künstler wieder in der Schweiz. 1940 wagte er eine erste Ausstellung im „Engländerbau“ in Vaduz. Am 2. Juni wurde die Retrospektive im Beisein des damaligen Landesfürsten und Mitgliedern der Regierung eröffnet. Im Zentrum der Schau stand ein großes Bild des Fürsten, das bekrönt war. Es war ein Zeichen dafür, daß der Künstler den Weg in seine Heimat gefunden hatte, obwohl er immer noch in der Schweiz lebte. – Ein Portrait des schweizerischen Generals Guisan, das in großer Menge als Postkarte verkauft wurde, ebnete ihm den Weg in seiner damaligen Wahlheimat. – In jener Zeit wurde unter seiner Führung die Vereinigung bildender Künstler in Bern gegründet und Ender als Präsident gewählt, und 1943 rief er eine Malschule ins Leben, die er bis zu seiner Übersiedelung nach Vaduz 1959 leitete. Nach der Rückkehr in seine Heimat, wo er am Eggasweg in sein neues Haus einziehen konnte und wo wiederum eine Malschule nicht allein seine Kunst ins Volk trug, sondern auch finanziellen Auftrieb gab. Bis 1972 unterrichtete er und gab sein Können an die Schüler weiter, dann widmete er sich nunmehr im Alter von 74 Jahren ganz seiner Kunst. Ausstellungen im Lande, aber auch in der Schweiz, in Paris und Biarritz sorgten für die Verbreitung seiner Bilder. Öffentlich Aufträge wie Wandgemälde – ich erinnere, daß auch Eschen ein solches in der nun abgebrochenen Realschule besaß – wie auch Briefmarken zählten zu seinen Schöpfungen. Längst war der Durchbruch gelungen, Anton Ender war kein Unbekannter mehr.

Schon in Bern hatte er Lydia Gfeller, seine spätere Frau kennen gelernt. Sie war zwölf Jahre jünger als er. Sie stand, auch in schweren Zeiten, treu zu ihm, und als er 1959 seinen Wohnsitz nach Vaduz verlegte, folgte sie ihm. Bald wurde sie am neuen Ort heimisch, ohne sich vorzudrängen. Sie wußte um ihre Stellung, sorgte für ihn, hielt Haus und Garten in Ordnung und pflegte vor allem die Blumen, die er gerne malte, besonders Geranien. Kamen Gäste hatte sie immer etwas zur Hand, das sie anbieten konnte. Sie hat ihren Toni um 5 Jahre überlebt.

1983 fand in den Pfrundbauten in Eschen Enders letzte Ausstellung zu seinen Lebzeiten statt. Damit war der Künstler in seine eigentliche Heimat zurückgekehrt. Am 27. September 1984, im Jahr darauf, ist er nach kurzer Krankheit, heute vor 25 Jahren in seinem Heim in Vaduz gestorben.

Er hat ein reiches Gesamtwerk hinterlassen. Obwohl er zu seinen Lebzeiten zahllose Bilder verkauft hat, ist der Keller seines Hauses heute noch voll, so daß Stoff zu einigen Dutzend Ausstellungen vorhanden wäre. Nichts war ihm zu gering, es auf die Leinwand oder den Malkarton zu bringen. „Wenn man es versteht, so läßt sich aus allem und jedem ein Bild machen“, sagte er, obwohl natürlich verschiedene Vorlieben zu merken sind. Jene frühen Jahre, in denen er erst im Dorf Blaichach und später im Städtchen Feldkirch lebte, wirkten nach. An eine frühe Begegnung erinnere ich mich heute noch. Damals kannte ich zwar den Namen Ender, hatte aber den Maler noch nie bewußt gesehen. Ich kam in Triesen die Dorfstraße herunter. Da sah ich einen Mann am Straßenrand sitzen, eine Staffelei vor sich. Er skizzierte einen – für meine Augen – völlig unspektakulären Winkel des Dorfes, ein altes Häuschen, zwei Scheunen und das damals schon verbaute Bächlein. Die Art, wie er, fast monochrom, die Farbe auf den Karton setzte, imponierte mir. Als ich am Nachmittag wieder die Stelle passierte, war der Mann nicht mehr da und ich vergaß die Angelegenheit. Einige Jahre später, ich hatte unterdessen Anton Ender kennen gelernt, zeigte er mir einige Bilder, unter anderem auch jenes, dessen Entstehung ich kurze Zeit mitverfolgt hatte. Er habe das Motiv nun farbiger und größer gemalt und werde demnächst die kleine Skizze übermalen, sagte er mir. Ich erzählte ihm meine Beziehung zu diesem Bildchen. „Dann nimm es mit“, sagte er. Heute hängt das Bild in unserem Haus und ich freue mich jedesmal, wenn ich es sehe.

Es ist vor allem auch die Erscheinung des Menschen, die ihn fesselt. Dabei spürt man, wie stark die Jugend noch nachwirkt. Es sind keine modernen Gestalten, die in seinen Bildern leben; Es sind jene Menschen, die in seiner Jugend um ihn gelebt haben, Bauern, welche den Boden in althergebrachter Weise bearbeiten, Frauen in den weiten Röcken seiner frühen Jugend, die das Gras mit der Sense mähen, Männer, welche – altmodisch gekleidet – die Kartoffeln mit der Hacke ernten, es ist der Wildheuer, der seine Last auf dem Rücken zu Tal trägt, ein Ehepaar, das müde von der Arbeit zurückkehrt. Es sind die Jugendeindrücke, die immer wiederkehren. „Ich mag die modernen Kleider nicht“ sagte er, auch wenn er bei bestellten Portraits oft über seinen Schatten springen mußte.

Einfacher war es für ihn, das aufzunehmen und wiederzugeben, was wir „Natur“ nennen. Natur war für ihn alles, was nicht mit dem Figürlichen zu tun hatte. Es war der Blick von Flux auf den Eschnerberg, in dem er verschiedene Grüntöne zu einem Bild werden läßt, und daß auch das winterliche Weiß als Gegenstück zum sommerlichen Grün zum Bild werden kann, zeigt das Gemälde „Malbun im Winter“, in welchem die braunen Heuhütten, damals noch ohne Hotelbauten, die Stille jener winterlichen Ruhe erkennen lassen. Überhaupt die Ruhe: Enders Bilder atmen oft eine fast unwirkliche Ruhe aus, da ist die Fabrik im Bartlegrosch, die sich am liebsten im Gebüsch versteckt; da ist seine Frau Lydia in einem Garten in Rapallo oder die Baumgruppe, grün in grün, auf dem Schellenberg. Noch viele Beispiele könnten aufgezählt werden.

Es sind vor allem und immer wieder die Blumen, die er sehr geliebt hat, eine Liebe, die seine Frau Lydia mit ihm teilte. Immer pflegte sie Blumen, mit denen sie die Wohnung schmückte, eine Wesensart, die Anton Ender dankbar entgegennahm. Stand ein Arrangement auf einem Tisch, so war es bald darauf auf dem Malkarton zu finden. Alle seine Themen sind der Natur entnommen, womit er nicht allein Wald und Flur im Gegensatz zum Häusermeer meint, sondern ganz allgemein die Welt des Sichtbaren, die ihm die Aufgabe stellt, sie in seine Sprache zu übersetzen, das heißt sie in Form und Farbe zu bewältigen. Daß hier immer wieder die vielfältige Formensprache der Pflanzen an oberster Stelle stehen, ist fast selbstverständlich. Lydias Blumen in den Zimmern des Hauses sind nicht allein Zierde, sondern bieten bald einmal den Vorwurf für ein Bild. Vor allem sind es die Geranien, die Anton Ender besonders liebt. Geranien, die auf dem Fenstersims leuchten, Geranien auf einem Tisch mit einer kleinen Figur, Geranien vor dem Dunkel einer Kellernische...immer wieder fordern die Geranien zu neuer Gestaltung heraus. In diesen Bildern spürt man am meisten, daß Ender durch den Schweizer Maler Cuno Amiet, Mentor und Freund, geprägt wurde. Er hat ihm – neben Lydia – die Augen für das Kleine und Alltägliche geöffnet, er hat ihm gezeigt, daß Natur nicht im Gegensatz zum Geschaffenen stehen muß, daß eine Apfelernte genau so wichtig und malerisch sein kann wie eine Seinebrücke in Paris oder die Gestaltung einer Blume oder eines Baumes. Dieses impressionistische Denken, das Ender gemäßer war, als die spätromantische Malerei Kálmáns in München, hat er sich in Frankreich angeeignet und später durch Cuno Amiet vervollkommenet, wahrscheinlich weitgehend unbewusst. Hier hat er seine ihm eigene malerische Art gefunden, jene spätimpressionistische Art, die in seinen besten Bildern lebt. München hat ihm die Virtuosität gegeben, Frankreich und Italien hat ihm die künstlerische Freiheit geschenkt.

Es ist jene Freiheit künstlerischen Gestaltens, die ihm die Möglichkeit gab, großartige Bilder wie etwa den „Balkon“ zu malen, jenes Gemälde, das die Frucht eines Sonntagnachmittags war. Anton Ender saß in Bern am Fenster seines Hauses und sah auf dem Balkon der Nachbarschaft eine Gruppe von Menschen, die Karten spielten. Kurz entschlossen holte er sein Malzeug, begann jene Szene zu gestalten, und abends, als die Spieler zusammenräumten, hatte er ebenfalls sein Bild vollendet. Das Werk, heute im Besitz der Regierung, ist eine Meisterleistung, die nur erbracht kann, wenn das Künstlerische mit dem Technischen übereinstimmt.

Etwas vom Schwierigsten ist das Portrait, vor allem das Selbstportrait. Immer wieder hat sich Anton Ender in diesem Genre versucht. Was ihn immer wieder trieb, sich mit seinem eigenen Gesicht zu befassen, weiß ich nicht, aber es gibt mehrere Bilder, nicht zum Verkauf bestimmt, die sich mit seinem eigenen Gesicht befassen. Meist blickt uns der Meister ernst, vielleicht sogar zu ernst, entgegen. Da ist keine Spur von Rembrandts Übermut. In Enders Selbstbildnissen wirkt die Not nach, die ihm seine Jugend schwer gemacht hat. Man sieht – vor allem in den frühen Bildern – die Zeit, in der Anton Ender seine Anerkennung schwer erarbeiten mußte, in der er oft hungerte oder gezwungen war, für Touristen Ansichtskarten zu kopieren, um sie für billiges Geld zu verschachern. Seine wirklichen Bilder stapelten sich bei ihm zu Hause, und da es meist keine „gängigen“ Motive waren, blieben sie oft liegen. Das Bewußtsein, daß es anderen auch nicht besser ging, war ein schwacher Trost für jemand, der um den Hunger wußte. Schließlich war er, als er seine Tätigkeit als freier Künstler begann, mit 41 Jahren in einem Alter, in dem andere sich in ihrem Beruf bereits etabliert hatten, wenn aber jemand zum Künstler berufen ist, kann ihn auch Mißerfolg und Hunger nicht von seiner Berufung abhalten. – Anton Ender hat durchgehalten. Als er in seinem 43. Lebensjahr seine erste Ausstellung im Alleingang durchführte, und dies erst noch in seiner eigenen Heimat, in Vaduz, konnte er bereits auf ein paar Erfolge hinweisen. Nicht allein, daß er mit dieser Ausstellung quasi nach Hause zurückkehrte, mit dem großen Portrait des Landesfürsten stand ein Bild im Mittelpunkt, das symbolischen Charakter besaß. Der Fürst war – 1940 – Garant für den Weiterbestand des Landes Liechtenstein, wie auch General Guisan – wie wir schon gehört haben – für die Schweiz. Diesen Portraits folgten weitere, etwa der berner Schriftsteller C.A.Loosli, der damalige Regierungschef Dr. Josef Hoop oder, nach der Hochzeit im Jahre 1943 mit Fürst Franz Josef, die frühere Fürstin Gina. Betuchte Damen und Herren ließen sich nun ihr Bildnis malen, und mit diesen Portraits verkauften sich auch andere Bilder, Stilleben und Landschaften. Die Zeit, in der Anton Ender sich anfangs der Woche einen großen Topf Suppe kochte, um jeden Tag einen Teller voll zu essen, waren nun vorüber, und wenn auch immer noch gespart werden mußte, hungern mußte nun niemand mehr.

Obwohl die täglichen Kämpfe mit Armut und Hunger, um Anerkennung und Ansehen, endgültig der Vergangenheit angehörten, steigen immer wieder einmal Bilder aus jenen Zeiten herauf. Armut, Krankheit, Alter werden zum Vorwurf für Gemälde, meist in tristen Tönen gemalt und nicht für den Verkauf bestimmt. In diesen Werken verarbeitet er Eindrücke und Ängste, die ihn auch in späteren Jahren noch heimsuchen. So stehen denn die tristen Bilder neben den lichten und freundlichen, Dunkles kommt neben das Helle, und so verarbeitet Ender immer wieder hochkommende schwere Zeiten, die ihn lange heimgesucht haben. Latent ist die Sorge und die Angst, wieder ins Elend zu stürzen stets gegenwärtig, wenn auch – objektiv gesehen – jene Gefahr längst nicht mehr gegeben ist.

In der Überwindung dieser gelegentlichen düsteren Gedanken kommen ihm einige – es sind nicht viele – neue Aufgaben entgegen. Als nunmehr etablierter Künstler bekommt er Aufträge zu Wandgemälden. Die Gemeinde Eschen besaß eines davon in der 2005 abgebrochenen Realschule; es ist mit dem Gebäude leider verschwunden. „An der Quelle“ hat Ender sein Bild genannt. Das Malen an einer Wand war für ihn eine neue Herausforderung. Fast kubistisch hat er das Problem gelöst, drei Frauen gehen um Wasser der Quelle entgegen, dem Sinnbild des Lernens, während das Fohlen, Parabel der Jugend, ahnungsvoll wartend dabeisteht. Sie sehen: Das Ganze war ein Gleichnis in wunderbarer Zurückhaltung gemalt. Hier hat Anton Ender nochmals zurückgefunden zu einem neuen Anfang. Die „Quelle“ war auch für ihn eine Quelle, ein Neuanfang, den er in seiner engsten Heimat wagen durfte.

Mit diesem Werk voller Zartheit hat Anton Ender zurückgefunden in jene Heimat, die er in seiner Jugend nie gesehen hat, der er aber im Alter immer mehr verbunden wurde. Wenn er von Eschen erzählte, dann wurde sein Herz warm, dann spürte man in ihm, für damalige Begriffe Weitgereisten, daß er nun seine Heimat gefunden hatte. Natürlich hat er nachher noch gemalt, hat Bilder geschaffen von seiner engeren Heimat, aber auch vom Tirol, das er spät noch kennen gelernt hat und dessen Berge ihn faszinierten. Aber abgeschlossen hat er sein Werk mit jenem heute zerstörten Werk, und vielleicht ist es ganz im Sinne jenes Bildes, daß das Original heute nicht mehr existiert, daß es nur noch in der Erinnerung lebt.